



S. 66: Hinter dem Horizont
S. 114: Jenseits des Nebels

Hinter dem Horizont

„Lies mal, Petra! Hab ich soeben in meinem Rucksack gefunden“, sagte ich zu meiner Freundin, die gleich neben der Hütte arbeitete. Ich reichte ihr einen zerknitterten Computerausdruck und eine Postkarte. Die Karte war schnell gelesen. Sie hatte früher an meinem Spiegel gehangen und zeigte einen Regenbogen. Darunter in violetten Lettern: „Hinterm Horizont geht's weiter“. Petra nahm meine Funde mit hochgezogenen Brauen entgegen. Was sprach gegen eine kleine Pause, wo wir doch unsere Zeit frei gestalten konnten? Sie sah müde aus. Und mager, doch abgemagert waren wir alle. Die Erde unter unseren Füßen urbar zu machen, zehrte an unseren Kräften. Tagelang hatten wir aus Schwemmholz, Steinen, Brettern und weiterem Abfallmaterial ein Haus errichtet. Mehr schlecht als recht verdiente es diesen Namen. Nun waren wir dabei, den Boden herzurichten. Anbauen wollten wir die uns vom Mund abgesparte Dinkel- und Haferkörner und die letzten fünf Kartoffeln. Auch hatten wir ein paar entwurzelte Haselsträucher und junge Eichen wieder eingepflanzt.

Ich hatte Fieber bekommen, doch die anderen drei rackerten weiter. Immer nur liegen, lag mir allerdings nicht. Ausserdem war der harte Boden unbequem. So hatte ich meine Habseligkeiten ausgepackt, viel war es nicht, und war dabei auf eine wasserfeste Dose gestossen. Sie hütete fünf Silberlinge und einen USB-Stick. Zeugen einer verlorenen Zeit. Ganz unten lag, klein zusammengefaltet, ein Computerausdruck. Den Petra soeben überflog.

Inzwischen waren Alexandra und Sabine näher gekommen. Froh um die Pause. Wie es mir gehe, fragte Sabine. Hatten wir bis hierhin überlebt, durfte ich nun nicht an einer

banalen Grippe sterben. Wir hatten keinerlei medizinische Hilfsmittel dabei, ausser ein paar Aspirin und Pflaster. Mir gehe es ein bisschen besser, sagte ich.

„Hört zu! Ich les euch was vor!“, sagte Petra. Sie wedelte mit dem Ausdruck. „Sophia hat das hier eben gefunden. Es stammt, wie ihr seht“, sie färbte ihre Stimme melodramatisch ein, „aus jener vorsintflutlichen Zeit, als es Computer und Drucker gab. „Hört zu...“ Die anderen zwei schnitten Grimassen. Ob sehnsüchtig oder erleichtert, konnte ich nicht ausmachen. „’Donnerrollen hat mich geweckt. So heftig, wie ich es noch nie zuvor erlebt habe. Noch ist es dunkel, doch Blitze erleuchten fast ununterbrochen mein Zimmer. Die Wehen einer Gebärenden kurz vor der Geburt, denke ich und döse wieder weg. Sirenen wecken mich eine Stunde später. Ich taste mich durch den Traumschleier zum Radio. Wasseralarm. Eine neuerliche Überschwemmung im Mattenquartier, sagt die Nachrichtensprecherin. Auch in den nächsten Tagen lässt der Regen nicht nach. Die Aare steigt weiter. Längst sind die Bewohnerinnen und Bewohner aus den tiefergelegenen Wohnquartieren Berns evakuiert worden. Meine Freundin Sabine hat sich bei mir einquartiert. Nur einen vollen Rucksack hat sie mitgenommen. Mein Quartier gilt als sicher. Seit am neunten Tag die Meldung kam, der Waisenhausplatz stehe unter Wasser, zweifle ich jedoch an dieser vermeintlichen Sicherheit. Noch nie sei die Aare so hoch gestiegen, wussten die Historiker. Nutzlos gewordene Sandsäcke waren zu Grunde gegangen. Und mit ihnen unser Sicherheitsdenken.

Seit dreizehn Tagen regnet es nun ununterbrochen. Wir haben einen Notvorrat an Reis, Teigwaren, Konserven, Tiefkühlgemüse und Schokolade angelegt. Das Bundeshaus ist längst evakuiert worden. Wahl- und Konzertplakate, vom Sturmwind zerfetzt, schwimmen in den braunen Fluten durch die Strassen, höre ich im Radio. Wohin unsere Regierung geflohen ist, wissen wir nicht. Zeitungen gibt es seit zwei Tagen keine mehr. Die Fluten machten auch vor den Druckereien nicht Halt. Ohne Fernseher können wir uns kein Bild der Katastrophe in der Innenstadt machen. Ständig sind Helikopter im Einsatz. Irgendwann hören wir die ersten Todesnachrichten im Radio. Massenhysterie mache sich breit, die in einer Massenflucht gipfle. Viele flüchteten auf den Gurten, Berns Hausberg, wo eine Hilfsorganisation auf der grossen Wiese eine Zeltstadt aus dem Boden gestampft hat. Noch gibt es offenbar Menschen, die nicht davon rennen, sondern etwas unternehmen, denke ich beschämt. Wir allerdings haben, ich gestehe es, keinerlei Ambitionen in dieser Richtung. Ehrlich gesagt rechnen wir damit, wie die meisten, dass es jeden Augenblick zu regnen aufhört. Und die Normalität wieder einkehrt. Noch regnet es weiter.

Am fünfzehnten Tag bricht der Radioempfang ab. Auch vom Telefon-Festnetz sind wir abgeschnitten. Internet ist Vergangenheit. Einzig unsere Handys verbinden uns noch mit der Aussenwelt. Immer häufiger erfahren wir von Ertrunkenen. Die ganze Schweiz steht Kopf – und unter Wasser. Was sage ich da? Ganz Europa! Alle umliegenden Staaten haben den Notstand ausgerufen. Das Wasser steigt und der Regen nimmt kein Ende. Doch noch sind wir in Sicherheit. Ich fahre täglich mit dem Fahrrad zur Wassergrenze und begreife endlich den Ernst unserer Lage. Am einundzwanzigsten Tag hat das Wasser den Loryplatz erreicht. Zwei weitere Freundinnen, Alexandra und Petra, die dort wohnen, tauchen auf. Petras Schwester lebt in den USA. Auch dort regne es wie nie zuvor, sagt sie. Das ist die letzte SMS, die eine von uns empfangen hat, danach ist jeglicher virtueller Kontakt unmöglich. Immerhin haben wir noch Strom. Was werden wir tun, wenn das Wasser weiter steigt? Ertrinken? Verhungern? Flüchten oder warten? Sollte es zur weltweiten Katastrophe kommen, wollten wir Überlebende oder Ertrinkende sein? Wir diskutieren bis tief in die Nacht und trinken die letzte Flasche Wein. Noch habe ich Zigaretten, doch wie lange?

Ich packe meinen grossen Rucksack. Lebensmittelvorräte, Trinkflaschen, ein Überlebenshandbuch, Streichhölzer, Messer, Schnur und dergleichen mehr. Und warme Sachen. Die anderen drei malen sich derweilen Szenarien aus. Die Nähe eines möglichen Untergangs stimmt uns wider Erwarten heiter. Alles relativiert sich, Prioritäten werden neu verteilt. Das gemeinsame Lachen verhindert, dass wir durchdrehen. Ich hole die Luftmatratze aus dem Keller. Könnte nützlich sein.

Morgen wollen wir los. Doch wie? Nicht mehr ganz nüchtern fällt es uns schwer, alle Pro und Kontra miteinander zu vergleichen. Mit meinem Auto fliehen? Klein zwar, aber zu viert würde es schon irgendwie gehen. Doch wohin? Auf den Gurten? Mir graut es davor, in einer hysterischen Masse zu landen und tatenlos auf den Untergang zu warten. Wenn wir doch bloss ein Boot hätten! Wir schlafen zum letzten Mal für möglicherweise lange Zeit in einem Haus. Die anderen haben sich von ihrer Habe bereits früher getrennt. Mir steht es noch bevor. Leicht fällt es mir nicht. Ich mache mir bewusst, dass es allen anderen gleich gegangen ist und dass ich letztlich nichts auf ewig behalten kann. Erinnerung an die Vergänglichkeit des Lebens. Heute Morgen, dem Tag unserer Flucht, duschten wir uns alle nochmals ausgiebig. Immerhin Wasser hat es reichlich. Jetzt werde ich meine wichtigsten Daten auf CDs und den USB-Stick speichern, diesen Text ausdrucken und anschliessend alles in eine wasserfeste Dose packen. Vielleicht werde ich eines Tages froh darüber sein. Oder sonst jemand. Vielleicht werden unsere Leichen, wie dereinst Ötzi, von einer intelligenten, nach uns kommenden Rasse gefunden und meine Dateien entschlüsselt? Fertig jetzt. Die anderen sind bereit und warten auf mich. Ich wünsche uns eine gute Reise.“

Keine sagte ein Wort. Petras Augen glitzerten. Sehnten wir uns zurück? Wo wir waren, wussten wir nicht. War es wichtig? Wie der Rest der Welt aussah, wussten wir ebenfalls nicht. Eines Tages hatte der Regen aufgehört. Es war Frühsommer und wir lebten. Dank einer Kiste voll Konservendosen und der Tatsache, dass Holz leichter ist als Wasser. Sicher, dass wir uns mit Outdoor- und Überlebenstechniken auskannten, hatte geholfen. Doch die grösste Triebfeder für unser Überleben war unsere Freundschaft. Jede für sich alleine hätte wohl aufgegeben. Die ferne Zukunft war kein Thema. Weiterleben war angesagt. Was hiess, genug zu essen zu finden. An Wasser fehlte es uns nicht, da ein Bach in unserer Nähe vorbeidümpelte. Das Wasser kochten wir in den leergegessenen Dosen ab. Auch andere mussten überlebt haben. Natürlich dachten wir oft an unseren Familien und Freunde. Wir weinten und trauerten, keine Frage. Nur änderte es nichts an unserer Lage.

„Vermutlich sind mehr Arme als Reiche ertrunken,“ sagte Alexandra. „Denn bestimmt haben sich all die dreckigen Oberbonzen und Mafiosi irgendwo in Sicherheit gebracht und planen nun die Neue Welt!“

„Vergiss es! Die haben doch keine Ahnung von Survival. Die wissen doch nicht mal, wie man Feuer macht! Ich glaube eher, dass vor allem einfache Leute überlebt haben. Solche, die anpacken können, die wissen, wie man überlebt...“, sagte Sabine.

Endlos konnten wir darüber reden. Oft schwiegen wir. Immer wieder fanden wir auf unserer Nahrungssuche Ertrunkene. Wir begruben sie, so gut es ging. Zu Anfang wollten wir uns von jedem Menschen, den wir beerdigten, dessen Besonderheiten aufschreiben, doch hatten wir bald kein Papier mehr. Mein kleiner Notizblock war schon nach ein paar Tagen vollgekritzelt. Auch war uns nicht klar, wozu dieser Aufwand gut sein sollte.

Alle, die gerne schreiben, können sich meine Freude vorstellen, als ich eines Tages auf eine Kiste mit Papier stiess. Oh, wem sag ich das? Wer wird das je lesen? Vermutlich die Lieferung für eine Druckerei. Die Papierbögen waren aneinander festgepappt. Es war harte Knochenarbeit, die einzelnen Seiten voneinander zu lösen. Doch endlich

konnte ich mit meiner Überlebenschronik beginnen. Bis hierhin bin ich gekommen. Soll ich weiterschreiben? Wenn ja, wozu? Für uns vier? Wir kennen die Geschichte. Wir wissen, wie hart überleben ist. Wir wissen, um die vielen Tränen. Wir wissen, wie sich Ungewissheit und Trauer anfühlt. Wozu soll ich über unser Überleben schreiben? Schluss damit.

Leben findet jetzt statt. Heute! Und das feiern wir. Jetzt! Nicht irgendwann. Hier. Hinter dem Horizont.

Jenseits des Nebels

Die Leute blicken sich um. Geflüsterte Worte hängen im Raum, Tränen werden aus den Augenwinkeln gewischt und jemand schnäuzt sich die Nase. Die Gruppe Verwandter ist klein. Im Gegensatz zu den vielen Leuten, die offensichtlich zu Judiths Freundeskreis gehören. Viele kennen sich von den Festen, zu denen Judith ab und zu eingeladen hat. Heute steht ein anderes Fest an. Die Gäste haben vor einigen Tagen die eidottergelben Briefe in ihren Briefkästen gefunden. und gelesen. Unglaublich! Ausgerechnet Judith!

Das Musikstück, das aus den Lautsprechern ertönt, ist unüblich für einen Anlass wie diesen. Doch es passt perfekt zu Judith. Blues. Die Saxophonklänge weben sich unter die Haut.

„Es wird gemunkelt, dass Judith sich das Leben genommen hat. Weisst du mehr?“, fragt Thomas Pia. Er flüstert. Beide haben zusammen mit Judith studiert und über all die Jahre den Kontakt aufrecht erhalten. Thomas weiss, dass Pia mit Judith näher befreundet war.

„Wer weiss das schon? Auch ich habe Judith wohl nicht wirklich gekannt. Du weisst ja, wie sie war. Oder jedenfalls wie sie wirkte. Extrovertiert und quirlig nach aussen, nach innen unfassbar. Es war jedenfalls ein Selbstunfall. Falls du das hören willst. Sie war allein auf der Strasse. Nach Mitternacht. Die Strassen trocken. Möglich, dass sie am Steuer eingeschlafen und dabei in die Leitplanken gerast ist. Von Tabletten keine Spur. Ein klein wenig Alkohol muss sie getrunken haben, doch nicht genug, um die Kontrolle zu verlieren. Ausserdem war sie eine sichere Lenkerin...“. Die Tränen hängen fest und die Musik wird leiser. Stille.

Patricia, eine andere Studienfreundin, heute Psychotherapeutin, tritt an die Kanzel. Das Sprechen fällt ihr schwer. Sie weist darauf hin, dass sich Judith eine unkonventionelle Abdankung, will heissen, eine ohne Pfarrer, gewünscht habe.

„Wie es auf der Todesanzeige steht,“, sagt sie, „hat sich Judith schon immer für ihre Trauerfeier eine Art Erinnerungsfest vorgestellt. Wir erzählen uns gegenseitig Erlebnisse, die wir gemeinsam mit Judith hatten. Und Erinnerungen...“ Patricia räuspert sich ihre Tränen und den Kloss im Hals weg. Es bleibt beim Versuch. Doch davor werde sie eine Geschichte vorlesen, die Judith vor ungefähr einem Jahr geschrieben habe. Mit belegter Stimme liest sie vor.

„Diesen feinen Nebel zu durchschreiten, der die Haut durchdringt und feucht darunter liegen bleibt. Wie ein Vorhang. Durchlässig und schützend. Danach die Augen zu öffnen und festzustellen, dass ich noch da bin. Da und nicht da. Ich setze mich auf.

Der Raum, in dem ich mich befinde, wird von Oberlichtern sanft erhellt. Tageslicht, sagt meine Erinnerung. Morgendämmerung. Ich verlasse die Liege und stelle fest, dass mein Körper, diese Hülle, die ich bis vor kurzem bewohnt habe, darauf liegen bleibt wie eine Schlangenhaut. Sollte mich dies beunruhigen? Der Nachhall an einen Aufprall steigt auf. Meine Hülle, die ich betrachte, zeigt denn auch dunkle Flecken im Gesicht und an den Armen. Woran mein Körper gestorben ist, weiss ich nicht. Ich erinnere mich an Schmerzen im Unterleib und im Herz. Mehr nicht. Gut so.

Auf den anderen Liegen lassen sich weitere Körper ausmachen. Mit weissem Leinen zugedeckte. Ob der Raum kühl ist, kümmert mich nicht. Ich habe keine Fragen mehr. Diese gehören ins Jenseits des Nebels hin. Alles in und um mich ist in Licht getaucht, das nur vage dem Licht aus den Oberlichtern ähnelt. Es ist dichter. Das alte ist nur ein Abklatsch des neuen. Himmel bin ich. Gestilltes Heimweh. Ich bin. Ich bin ganz.

Das Ende der Begrenztheit durch die Hülle des Körpers. Meine Seele hat Raum. Dehnt sich aus. Übersprudelt grenzenlos.

Ich gleite durch die Mauern ins Freie. Finde mich auf einem schmalen Streifen Gras wieder, der das Gebäude umsäumt. Die Feuchtigkeit des Taus kann ich nicht empfinden, doch ich erfreue mich am Funkeln der Tropfen.

Nun gleite ich über die Strasse. Die Leute, die hektisch an mir vorbeihetzen, nehmen keine Notiz von mir. Ich sehe unter ihre bunte Haut. Bin pures Leben. Jetzt sehe ich hinter den Vorhang. Sehe ihre Lasten. Und sehe ihre nur für mich sichtbaren Begleiter, die mich im Vorbeigehen grüssen. Sie versuchen, den Menschen beim Tragen zu helfen. Meist vergeblich.

Ich schwebe weiter. Über den Fluss. Erkenne wunderschöne durchsichtige Gestalten, die sich vergnügt im und über dem Wasser tummeln. Auf der anderen Seite des Flusses, während ich über Sand und Steine schwebe, bemerke ich weitere Gestalten, die in den Büschen, Blumen und Bäumen sitzen. Die Seelen der einzelnen Pflanzen.

Eine alte Frau sitzt auf einer Bank, nahe am Ufer. Sie weint leise. Ich spreche sie an, setze mich neben sie. Sie hört mich nicht. Um so deutlicher höre ich ihre Gedanken, sehe ihre Verbitterung. Vor kurzem ist ihr Mann gestorben, mit dem sie sechzig Jahre zusammen gelebt hat. Ich bedaure sie für ihre Traurigkeit und für ihre Einsamkeit. Nicht jedoch für ihren Verlust, denn ich weiss: Nichts und niemand geht verloren. Alles verändert sich bloss. Sie wird ihn wiedersehen, wenn auch anders, als sie es sich vorstellt und herbeisehnt. Ich hauche ihr eine grosse Portion Mut zu. Davon habe ich im Überfluss. Als ich mich von der alten Frau verabschiede, leuchtet ihr Gesicht auf. Als sei ein Sonnenstrahl durch die Wolkendecke gedrungen.

Die Last der Welt, die ich mir früher – jenseits des Nebels – aufgeladen hatte, ist weg. Wozu bewerten? Keine Ahnung mehr, wieso ich das früher immer tat. Lächelnd nehme ich wahr, was ist. Betrachte alles um mich her.

Weiterschwebend entdecke ich ein kleines Mädchen. Es sitzt auf dem Rinnstein. Das Gesicht auf die Knie gelegt, weint es. Ich empfinde Liebe, setze mich neben das Mädchen und warte. Es setzt sich auf und blickt mich an. Seine Augen leuchten.

„Kannst du mir helfen?“, fragt es mich. „Ich habe darum gebetet, dass mir jemand hilft!“

„Wenn es etwas ist, das ich tun kann, helfe ich dir gerne“, sage ich. Ich zögere, denn ich bin wohl keine dieser Feen, die drei Wünsche erfüllen.

„Tistinchen ist weg. Meine kleine weisse Katze, weisst du. Mama und Papa meinen, dass sie sich verirrt hat. Oder unter ein Auto gerannt und nun tot ist. Ich glaube das nicht. Sie lebt und sucht mich. Ich vermisse sie so sehr...!“ Das kleine Mädchen schnieft nun wieder mit tränennassen Augen und putzt sich die Nase mit dem Ärmel seiner rosa Bluse ab. „Du kannst mir bestimmt helfen!“

„Warte hier auf mich, ich werde sie suchen!“, sage ich, Ich gleite durch die Strassen. Über die Stadt. Durch die Büsche. Durch die Quartiere. Mein Herz verbindet sich mit Tistinchen. Sie ist in einer Garage eingesperrt. Sie miaut, sie wolle zu Larissa. Nach Hause. Ich versuche das kleine Fenster in der Seitenwand zu öffnen und bin nicht überrascht darüber, dass es mir gelingt. Tistinchen springt heraus und hüpfert neben mir her. Sie miaut Dankeschön. Larissa und Tistinchen freuen sich sehr.

„Ich habe ja gewusst, dass es Engel gibt! Vielen Dank!“, sagt Larissa.

Oh, ein Engel? Bin ich das? Ich lache.

Schliesslich schwebe ich an einem Haus vorüber, das mir vertraut vorkommt. Mein Wohnhaus. Meine Wohnung. Auf dem Sofa sitzt mein Partner, in Tränen aufgelöst. Eine meiner Freundinnen sitzt ihm gegenüber. Auch meine Eltern sind da. Sie reden über mich und jenen Unfall, der mich, wie sie sagen, mein Leben gekostet hat.

„Hey, Ramon“, sage ich. „Mir geht’s gut!“ Ich streichle ihm über den Rücken. Er richtet sich auf und sagt: „Hm, ich weiss nicht recht.... ich glaube, dass es Anna gut geht, wo immer sie jetzt ist. Sie hatte ja keine Angst vor dem Tod. Sie sagte oft, dass Seelen nicht verloren gehen!“ Die anderen nicken zustimmend und erinnern sich an schöne Erlebnisse mit mir, die sie nun miteinander teilen. Die Stimmung verändert sich. Meine Freundin lacht sogar, während sie eine besonders lustige Geschichte erzählt. Ich freue mich über ihr Lachen.

Ich schwebe durch die Tage. Auf dem Friedhof treffe ich weitere Gleiter wie mich. Doch nicht alle hier sind friedlich. Einige umarmen mich und wir fühlen uns sofort vertraut miteinander. Andere gucken weg, wollen keine Gleiter, keine Toten sein. Meine neuen Freunde nennen sich Begleiter. Der Gedanke gefällt mir: Menschen zu begleiten. Die Zeit als Anna ist vorbei.

Eine Menschengruppe kommt näher. Alle weinen. Nun erkenne ich Ramon, meine Freunde und Freundinnen. Auch meine Eltern und andere Verwandte sind gekommen. Sie tragen meinen Kokon in einem hölzernen Sarg zu Grabe. Ich tanze um sie herum. Mache mich bemerkbar. Winke ihnen zu, um ihnen zu zeigen, dass es mir gut geht. Diesmal scheint mich niemand wahrzunehmen. Sie weinen.

„Weint nicht! Hier bin ich! Mir geht’s gut!“ Die kleine Tochter meiner Cousine sieht auf. Sie winkt mir zu. Ihr Gesicht leuchtet auf. Die Tränen trocknen. Ich beschliesse, sie ab jetzt zu begleiten.“

Patricia hat zu Ende gelesen. Die Stille im Raum vibriert und das Räuspern und Schnäuzen klingt leichter als zuvor. Mundwinkel wandern aufwärts und Augen mögen wieder strahlen.

„Ich habe dir doch gesagt, dass es Engel gibt, Mama. Hier drin und draussen auf dem Friedhof hat es ganz besonders viele!“, sagt Judiths zehnjähriger Patensohn Timo,

der mit seiner Mutter in der zweitvordersten Reihe sitzt. Er flüstert, doch alle können ihn hören.

Aus den Lautsprechern erklingt ein weiteres Musikstück. Harfe und Flöte. Heiter irgendwie. Wie Judiths Lachen.

© by janaluna